

W
B
R
O



Schwere Arbeit

„Anerkennung“ montanindustrieller Arbeit

Feuerearbeit und Fotografie

Abschied vom Malocher

Arbeiten an der „Kette“

„Leichte“ Arbeit in der Bekleidungsindustrie

Heroische Arbeiter in der bildenden Kunst

Arbeiterliteratur

Schwere Arbeit ausstellen

Univ.
Bibliothek
Stuttgart

RUHR.2010

Kulturhauptstadt Europas

02
AF000
F7I4G

2008

Univ.
Bibliothek
Bielefeld

Impressum

Herausgeber: Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e. V.

Redaktion: Franz-Josef Jelich (verantw.) und Dr. Marita Pfeiffer (verantw.), Susanne Abeck und Walter Gantenberg.
Mitarbeit: Meike Kieslich

Anschrift: Redaktion Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Emscherallee 11, 44369 Dortmund
Telefon: (0231) 93 11 22-90, Telefax: (0231) 93 11 22-10
E-Mail: redaktion@geschichtskultur-ruhr.de

Design: L. Buscher-Ciupke, Recklinghausen

Satz: Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen

Druck: Druckerei Uwe Nolte, Iserlohn

Verlag: Klartext Verlagsgesellschaft mbH,
Heßlerstraße 37, D-45329 Essen
www.klartext-verlag.de

Auflage: 1.500

ISSN 1436-7661

Wenn nicht anders vermerkt, liegt das Copyright für die Abbildungen bei den Autoren.
Der Bezug weiterer Hefte ist gegen Einsendung von 6,- Euro über die Redaktion möglich.
Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe ist der 15. August 2008

Titelbild: Wolfgang Staiger: I. A., Hochofenarbeiter bei Hoesch (Serie), Dortmund 1989. Reproduziert von einer Vintage aus dem Fotoarchiv der Stiftung Ruhr Museum.

Editorial

ZN-24

Eine sinnliche Reminiszenz „schwerer Arbeit“ im Ruhrgebiet teilt sich über die rauchende Hochofenkulisse im Duisburger Norden noch heute mit. Assoziationen zu Bildern aus der Arbeitswelt von Stahlarbeitern und Bergleuten entstehen, die sich vielfach mit den über die Industrielandschaft und -fotografie tradierten Ansichten von monumentalen, Feuer speienden Hochöfen und düsteren Bergwerksstollen verbinden. Hier hat der heroische Mythos von „schwerer Arbeit“ im Ruhrgebiet einen wichtigen Grund – einhergehend mit den überlieferten Erzählungen von der „ehrlichen“, körperlich-harten Arbeit, die sich an „geheimen“, für die breite Öffentlichkeit unzugänglichen Orten abspielte. Das vorliegende Heft gibt Einblicke in „schwere Arbeit“, geht Gründen ihrer Mythologisierung und Versuchen einer kritischen Tradierung nach. Darüber hinaus wird die Vorstellung von „schwerer Arbeit“ erweitert um Beispiele aus Arbeitswelten (Automobil- und Textilindustrie), deren Arbeitsplätze gemeinhin nicht dazu gezählt werden, gleichwohl aber Anrecht auf ein solches Etikett beanspruchen können.

Die von Thomas Parent aufgezeigte Diskussion um die „Sanierung“ des Stadtteils Duisburg-Bruckhausen zeigt, die industriell hervorgebrachte Urbanität ist noch nicht ganz Geschichte geworden. Die Ambivalenzen im Umgang mit dieser „Geschichtslandschaft von hohem Denkmalwert“ sind zugleich beredter Ausdruck eines „Unbehagens in der Geschichtskultur“, das Berthold Bartel anhand von Beiträgen aus früheren FORUM-Heften zur Diskussion stellt.

Viele LeserInnen unserer Zeitschrift werden über die Mailingliste des Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher aktuell über zahlreiche Veranstaltungen zu historischen Themen im Ruhrgebiet informiert. Parallel dazu unterbreiteten wir bislang in dieser Zeitschrift ein Kalendarium. Bei einer halbjährlich erscheinenden Zeitschrift war die Terminvorschau jedoch zwangsläufig lückenhaft. In dieser Ausgabe verzichten wir nun erstmalig auf den Kalender. Ihre Einschätzung dazu ist uns wichtig. Beschweren Sie sich, wenn Sie anderer Meinung sind. In Sachen Förderung von historischen Projekten stehen die Entscheidungen des Kulturhauptstadtbüros noch aus. Wir hoffen, Ihnen in der kommenden Ausgabe viele Arbeitsvorhaben und Projekte vorstellen zu können, die die Geschichtskultur in 2010 zur Geltung bringen.

Marita Pfeiffer

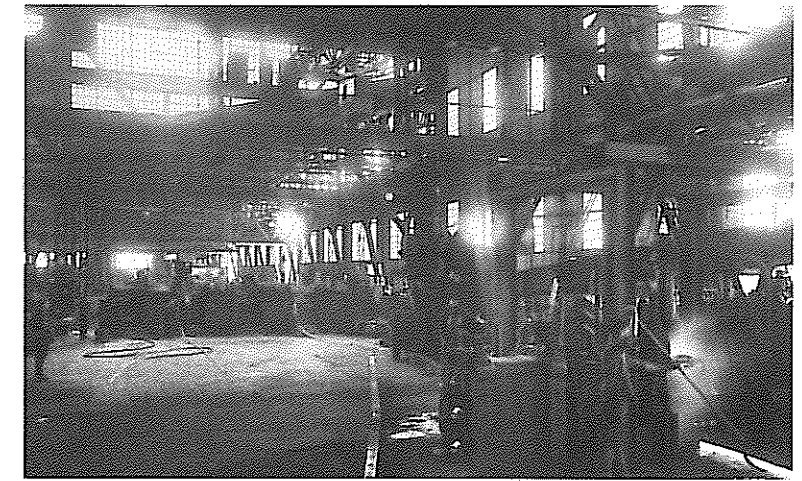
Franz-Josef Jelich

k 0201

Montanindustrielle Arbeit hat selten Spuren in den Archiven hinterlassen. Doch gibt es spektakuläre Ausnahmen. So sind beispielsweise einige Dokumentarfilme überliefert, die der damalige Göttinger Technikhistoriker Wilhelm Treue Ende der 1960er Jahre produziert hatte. Diese Filme liegen heute im Unternehmensarchiv der *ThyssenKrupp AG* in Duisburg. Sie waren in den Mittel-, Feineisen- und Drahtwalzwerken der *Westfalenhütte* von *Hoesch* in Dortmund gedreht worden, die kurz darauf stillgelegt werden sollten. Treue hatte dabei mit filmischen Mitteln die Anlagen dokumentiert; vor allem aber protokollierte er minutiös die Arbeitsprozesse und -abläufe an Wärmeöfen, Walzen und Zurichterei. Er schuf das Protokoll als singuläre Überlieferung einer untergehenden Arbeitswelt.

Denn an diesen Walzstraßen produzierte man noch per Hand. Selbstverständlich bediente man sich seit den 1920er Jahren aller mechanischen Hilfseinrichtungen, die für diese Werkstoffarten zur Verfügung standen. Aber erst Ende der 1960er Jahre war die technische Entwicklung soweit vorangeschritten, dass auch die Fertigung von Produkten mit kleinen Querschnitten wie Feineisen und Draht in eine Mechanisierungsstufe überführt werden konnte, die die Zeitgenossen nicht ganz treffend „Automatisierung“ nannten. Das war denn auch der Zeitpunkt für den Übergang zu einer neuen Anlagengeneration, die die alten Produktionsstätten obsolet machte. Den Besatzungen dieser alten Walzstraßen standen Zangen und Hebel zur Verfügung, die über Ketten an einer unter der Hüttendecke befestigten Rollschiene liefen. Es gab einfache ebenerdige Rollgänge mit versenkbaren Verschiebehaken. Angetriebene Haspel erleichterten die Zugarbeit ebenso wie elektrische Laufkatzen und Drückerkräne das Heben und Bewegen der Werkstücke. Trotz allem blieben in diesem Arbeitsbereich die eigentlichen qualifizierten Tätigkeiten – die Zuführung des rot glühenden Walzgutes, die Einführung in das jeweilig richtige Walzkaliber und das Auffangen des länger gewordenen Stabes hinter den Triogerüsten – an die körperliche Arbeit gekoppelt.

Der Routineablauf des Arbeitsvollzugs erscheint dem außen stehenden Betrachter wie ein „Ballett schwerer Männer“. Die zwei- bis dreiköpfigen Arbeitsgruppen vor und hinter den Walzen verschmelzen zu einer aufs Feinste austarierten gemeinsamen Bewegung, die sich in einem strengen, kaum variierenden Rhythmus wiederholt. Jeder Arbeiter scheint instinktiv genau zu wissen, welcher Handgriff als nächstes nötig, welches Kaliber als nächstes anzusteuern, wann und wo der mit erhöhtem Tempo austretende



glühende Stab aufzufangen ist, um ihn mit dem Schwung derselben Ausholbewegung in den oberen Walzspalt wieder einzuführen. Es ist augenscheinlich, wie sehr die Arbeiter sich darauf verlassen müssen, dass ihre Kollegen im nächsten Moment das Richtige tun. Sie müssen auf ein vorgeifendes Vertrauen auf die Fähigkeiten und die Geistesgegenwart der Anderen bauen, denn Zeit für Anweisungen oder Beratungen bleibt nicht, soll der Fluss der rhythmischen Arbeitstakte ununterbrochen bleiben.

Obwohl die Gesundheit oder gar das Leben der Walzwerker jederzeit gefährdet ist – schließlich hantieren sie mit mehrere Meter langen Stäben glühenden Stahls, die zwischen 250 und 500kg wiegen – geht es während der Routinearbeit auffallend ruhig zu. Eine Dampfpeife kündigt gelegentlich einen neuen Ofeneinsatz an oder alarmiert für einen Störfall. Aber ansonsten verrichten die Männer an den Öfen und Walzen ihre kollektive Anstrengung in einer so schweigsamen Präzision, dass sie fast schon wieder leicht und lässig wirkt. Dabei wiegt die Zange, mit der Vor- und Hinterwalzer die Stäbe packen und steuern, allein an die 20kg. Bereits die Bedienung des *Werkzeugs* ist körperliche Maloche. Trotzdem vermitteln die Anlagenbesatzungen den Eindruck beschwingter Virtuosität. Treue hält die Exaktheit und Gleichförmigkeit der Arbeitszyklen in langen Einstellungen ausdrücklich fest. So entwickelt der Betrachter ein Gespür für ihre aufs Äußerste entwickelte Arbeitsökonomie. Die Ruhe des Arbeitsflusses ergibt sich aus dem sparsamsten Einsatz aller Körperbewegungen. In langjähriger Routine haben sich sämtliche überflüssigen Verausgabungen abgeschliffen – Ergebnis eines „Einkörperungsprozesses“, der für den „werksfremden“ Beobachter ebenso offenbar wie unbegreiflich ist.

Natürlich gibt es hin und wieder Schrott. Dann eilt auf ein Tonsignal hin die ganze Walzwerksbesatzung zusammen und beseitigt den Störfall in wiederum schnell und exakt ineinander greifender kollektiver Handlungs-

▲ 300er-Knüppelwalzwerk der Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, 1907; in: Tenfelde, Klaus (Hg.): *Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter*. München 1994, S. 97.

Thomas Weiskopp

Schwere Arbeit – harte Arbeit.
Zur „Anerkennung“ montanindustrieller Arbeit

routine. Nur in den Arbeitspausen sieht man die Männer beieinander stehen und unaufgeregt scherzen – von den Geräuschen am Arbeitsplatz zeugt der Stummfilm nicht; er ist nur mit den drögen und spärlichen Kommentaren eines offenbar sauerländischen Walzwerksmeisters unterlegt.

Der Film zeigt auf der einen Seite die Besonderheiten montanindustrieller Arbeit: „Arbeitshandlungen liegen hier vor“, schreibt Gerhard Hergt in einem Essay aus dem Jahre 1985, *„die die Gewandtheit des ganzen Körpers, Geistesgegenwart und Willenskraft ins Spiel bringen und daraus ein komplexes Gesamtverhalten aufbauen. In ihrer erstaunlichen Geschicklichkeit lassen sie selbst die Schwere ihrer Arbeit leicht erscheinen. Der Produzentenstolz, der sich auf solche Leistungen gründet, verbindet sich mit einem Selbstbewusstsein, das sich seinen Wert aus dem gekonnten Umgang mit dem Widerstand der Dinge holt.“*¹ Typisch für diese schwerindustrielle Arbeit sind die für fast jede Anlage speziellen Arbeitsvollzüge, die Anforderung, über das menschliche Maß weit überschreitende Aggregate und Naturgewalten zu beherrschen, die Koppelung hoch qualifizierter Tätigkeiten an hohe körperliche Vorausgabung, der souveräne Umgang mit Risiken für Gesundheit und Leben, die Kollektivität der Arbeitsanstrengung sowie die demonstrative Männlichkeit dieser Arbeitswelt.

Zugleich macht gerade diese Kombination für Beobachter, denen die Eisen- und Stahlindustrie fremd ist (gleiches gilt im Übrigen für den Steinkohlebergbau, der an dieser Stelle nicht eingehender behandelt werden kann), das Begreifen dieser Arbeitswelt schwer. Man muss sich mit den Produktionsverfahren und Anlagen schon einigermaßen auskennen, um erkennen zu können, was hier gerade abläuft. Die Routine der Hüttenwerker ist Ergebnis langjähriger Erfahrung und Vertrautheit mit den Geräten, dem Werkstoff und den

Kollegen. Man kann sie ansatzweise – heute in Lehren zum Verfahrensmechaniker – aus Büchern rekonstruieren, aber nur „vor Ort“ wirklich lernen. Der Historiker kann die Arbeitsvollzüge beschreiben, aber damit niemanden befähigen, persönlich in diese Arbeitswelt einzutauchen.

Die Hüttenwerker selbst sind dabei nicht sonderlich hilfreich. Sie „lesen“ aus der Farbe des Materials, dem Klang und der Stellung der Aggregate und den Bewegungen ihrer Kollegen ab, was nötig ist, und was nötig ist, ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, ohne dass man große Worte machen dürfte, denn die Würden den Arbeitsfluss, von dem auch der Lohn abhängt, empfindlich stören. Der Arbeitsprozess selbst ist für sie zugleich das wichtigste Medium der Kommunikation. Die Hüttenfachsprache ist bildhaft, aber kryptisch. Sie bietet einsilbige Kurzbeschreibungen, die den Laien eher zusätzlich verwirren, für sehr komplexe Zusammenhänge. Wer davon ein Beispiel will, mag sich den Kommentar des Walzwerksmeisters im Film anhören, der so lakonisch wie unduldsam klingt – denn was soll er groß erzählen, jeder Fachmann sieht doch, was dort geschieht ...

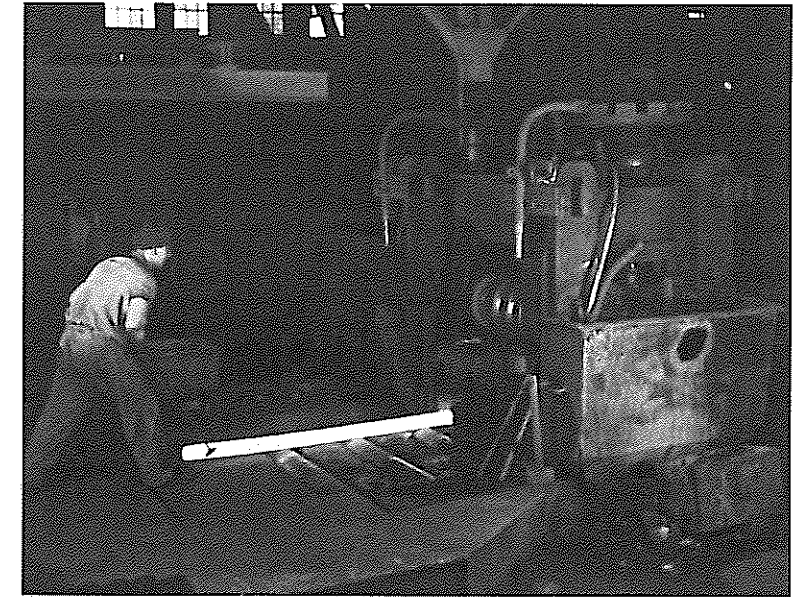
Die Hüttenwerker haben aus der Unzugänglichkeit ihrer Arbeitswelt aktiv ein Geheimnis gemacht und damit am Mythos von der „schweren Arbeit“ eifrig mitgestrickt. Mit dem oft überwältigenden visuellen Eindruck konfrontieren und dann Erklärungen schuldig bleiben, wissend schweigen – das gehörte und gehört zur Selbstrepräsentation der Männer aus der Eisen- und Stahlindustrie dazu. So berichtet ein Betriebsrat aus den 1960er Jahren: *„Dann sind wir zum Direktor gegangen und haben gesagt, wir möchten unsere Frauen mal durchs Stahlwerk führen. Aber da, wo es weh tut, nicht da, wo die Besucher immer herlaufen. Die Frauen sind noch zum Friseur gegangen, mit hohen Schuhen kamen sie da an. Unsere Frauen sind durch die Schleuse gegangen, und die ersten kamen schon wieder zurück. Auch die im Stahlwerk gewesen sind, die haben immer gedacht, ja, da läuft so ein 30-Tonner. Nachdem die zum ersten Mal die Kräne gesehen haben, 500 Tonnen, 550 Tonnen, fragten die ‚Wie kann ein Mensch das überhaupt, wie siehst du überhaupt was?‘“*²

Der Mythos der „Malocher“, der Schwerarbeiter im Ruhrgebiet, speist sich aus der Präsentation geheimnisvoller Fertigkeiten und Fähigkeiten an einem unzugänglichen, unheimlichen Ort – sei es die „Hütte“, sei es die „Zeche“ –, wo die verschworenen Arbeitsgruppen ihre Arbeits- und Sozialwelt wie ein Arkanum vor den Blicken sowohl der Vorgesetzten als auch der außen stehenden Öffentlichkeit (inklusive ihrer Familien) hüteten. Ihre Arbeitsleistung in den Betrieben musste umso

„übermenschlicher“ erscheinen, je lakonischer und lässiger die Beteiligten darüber Auskunft gaben. Die betonte Körperlichkeit dieser Arbeitswelt war ihr Faustpfand für eine besondere Form von Männlichkeit, die auch noch gepflegt wurde, als die rein körperliche Schinderei zugunsten qualifizierterer Tätigkeitsarten schon wieder auf dem Rückzug war. Die Naturgewalten und die dämonischen Apparaturen mit den eigenen Körperkräften auf eine Weise zu beherrschen, die Fremden rätselhaft bleiben musste – das machte den Kern des montanindustriellen Arbeits- und Arbeitermythos aus.³

Dieser Mythos hat eine gar nicht mal so lange Geschichte. Zwar waren die Eisenarbeiter der ersten Generation zwischen den 1850er und den 1870er Jahren umworbene Spezialisten gewesen, denen man hohe Löhne gezahlt hatte. Puddler und Walzer hatten als „Künstler“ in ihrem Beruf gegolten. Die Umstellung der Produktionsprozesse und die dramatische Vergrößerung der Anlagen hatten dann seit Ende der 1870er Jahre zu einer starken Aufblähung der Hüttenbelegschaften geführt. Die „ersten Männer“, die an den Konvertern und Walzen weiterhin qualifizierte Arbeit verrichteten, gingen in einem Heer ungelerner Hilfsarbeiter regelrecht unter. Eisen und Stahl wurde zu einer Industrie der Ungelernten. Das hatte seinen Grund in der technologischen Lücke zwischen der Produktivitätssteigerung durch die modernen eigentlichen Produktionsaggregate und dem Fehlen mechanischer Einrichtungen zu ihrer Steuerung, Bewegung und Beschickung. Alle diese Tätigkeiten blieben Handarbeit, sodass mit der Steigerung der Dimensionen auch eine immer größere Anzahl von Hilfsarbeitern erforderlich wurde, die sie in fast militärisch angetriebener Kolonnenarbeit verrichteten.

Die Arbeit, die die meisten Hüttenwerker dabei zu erledigen hatten, hatte nichts von der derb-männlichen Poesie des späteren montanindustriellen Arbeitermythos. Sie war mörderische Knochenschinderei, eine Qual, ausgedehnt auf Zwölfstundenschichten und die 24-Stunden Wechselschicht an jedem zweiten Sonntag. Die Unfallraten waren skandalös, und vielfach hielten es Neulinge in der Industrie nicht länger als ein paar Tage aus. Trotzdem war die Eisen- und Stahlindustrie dieser Zeit – wie auch der Steinkohlebergbau – um 1900 ein Magnet für die abwanderungswilligen jungen Männer aus den agrarischen Provinzen des Ostens, die nirgendwo sonst ein höheres Einkommen für ungelernete Einsteiger in die industrielle Arbeit erzielen konnten. Anerkennung fanden diese damals wegen ihrer häufigen Stellungswechsel „Hüttenläufer“ genannten Hilfsarbeiter keine. Vorgesetzte sprachen von ihnen wie von Wegwerfartikeln. *„Wenns ihnen nicht passt, am Tore*



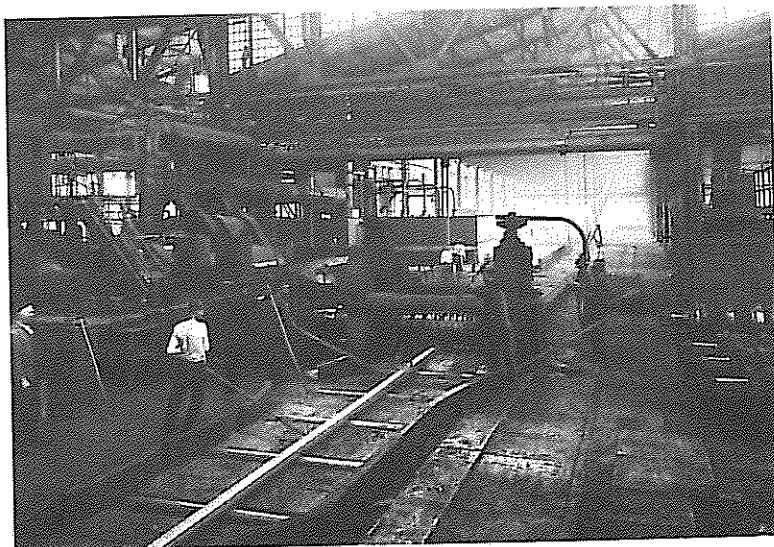
▲ Blockwalzen bei den Stahlwerke Bochum in den 1950er Jahren (Privatsammlung).

warten andere, oder wenn sie kaputt sind, kommen andere und wenn die kaputt sind, kommen wieder andere“, hieß es in einem Stahlwerk von Krupp.⁴ In den Betriebsstatistiken wurden die Hilfsarbeiter gewöhnlich gar nicht zur Belegschaft gerechnet.

Diese Situation änderte sich sehr rasch und umfassend in den zwei Jahrzehnten nach 1910. Die Vollmechanisierung reduzierte die Zahl der Hilfsarbeiter scharf. An ihre Stelle traten vermehrt qualifizierte Arbeitskräfte – obwohl ihre Ausbildung weiterhin unregelmäßig „on the job“ erfolgte –, und es kamen mit den technisch kompetenten Maschinenbedienern wie Kranfahrern weitere Spezialisten hinzu, die man heute als „Gelernte“ bezeichnen würde. *„Nunmehr werden die Arbeiten, für die früher ein Heer unqualifizierter Arbeiter nötig war, von mechanischen Vorrichtungen übernommen“*, schrieb Otto Stillich schon 1904. *„Die zur Bedienung derselben herangezogenen Arbeiter aber bestehen aus hochqualifizierten, technisch bis zu einem gewissen Grade vorgebildeten Männern.“*⁵

Aus der Knochenschinderei wurde in weiten Bereichen anspruchsvolle Steuertätigkeit an vollmechanischen Anlagen: *„Wir Maschinisten müssen mit den Augen und Ohren mehr arbeiten als mit der Hand. Man muss da eingearbeitet sein; man muss mit seinem Kran direkt verwachsen sein.“*⁶ Trotzdem verlor sich der Bezug auf die Körperlichkeit der Arbeit nicht. Elemente der puren Schufferei erhielten sich bei Störfällen und Reparaturarbeiten. Aber darüber hinaus verlagerte sich der Körperbezug auf die Selbstgewissheit, „übermannsgröße“ Naturgewalten mit einer Riesenmaschinerie souverän zu beherrschen. Zugleich wurde dieser Bezug in einen stärker gewordenen Gruppenzusammenhalt eingebettet. Die Arbeitstätigkeiten an den mechanischen Anlagen verlangten das immer wieder

▽ Die Blockwalzenstraße der Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, 1913; in: Tenfelde, Klaus (Hg.): *Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter*. München 1994, S. 292.



beschworene „Hand-in-Hand-Arbeiten“ der gesamten Anlagenbesatzung, einschließlich der Meister, der unmittelbaren Vorgesetzten: *„Der Mann, der den Kantwagen und die Rollgänge fährt, muss gleichzeitig mit Händen und Füßen sechs Hebel bedienen. Während er den Block an die Walze heranfährt, muss sein Nebenmann schon wissen, mit wie viel Druck er die Oberwalze im ersten Kaliber auf den Block einwirken lassen darf. Gleichzeitig berechnet er, [...] mit wie viel Stichen der Block auf seinen Endquerschnitt zu bringen ist. [...] Die Augen stets auf das ‚Spiel‘ der Walze gerichtet, schaltet sich der Steuermann, der die Rollgänge und den Kantwagen führt, in die Arbeit seines Nebenmannes ein. [...] Ähnlich, wie wir es beim Umwalzer gesehen haben, muss auch der Steuermann, besonders wenn der kurze, stumpfe Block schon länger geworden ist, gewissermaßen vorgehen. Wie er dies machen muss, kann man nicht berechnen. Der Steuermann verlässt sich hierbei ganz auf sein Einfühlungsvermögen.“*⁷

Es war dieses kollektive Selbstbewusstsein, einen überdimensionalen Produktionsprozess selbstbestimmt zu beherrschen, mit Fertigkeiten und Tätigkeiten, die so in keiner anderen Industrie anfielen, was die Hüttenarbeiter an vollmechanisierten Anlagen mit ihren Kollegen an den Walzstraßen im Handbetrieb, wie sie eingangs beschrieben wurden, verband. Dieses Selbstbewusstsein zieht sich in den Quellen wie ein roter Faden von den 1920er bis zu den 1980er Jahren durch.⁸ Es handelte sich um den Stolz auf besondere Qualifikationen

mit einem überstarken Bezug auf den Betrieb, in dem man arbeitete, und die Arbeitsgruppe, in der man geschätztes Mitglied war, wenn sie sich auf seinen vollen Einsatz verlassen konnte: *„Ja, Hüttenmänner waren Hüttenmänner, und ich würde sagen, die stolzesten waren wohl die, die mit dem flüssigen Eisen bzw. flüssigen Stahl umgingen, die Hochöfner und die Stahlwerker. Die wussten, welche verantwortungsvolle und schwere Tätigkeit sie hatten. Ähnliches gab es auch innerhalb des Walzwerkes, wobei die Leute mit der höchsten Lohngruppe dann gemeint haben, sie seien etwas Besonderes. Und die anderen, die nicht versäumten, sie darauf hinzuweisen, dass der Unterschied zwischen ihnen bei den ja nur in der Lohngruppe bestand, sonst nirgendwo.“*⁹

Ihre Anerkennung holten sich die Hüttenarbeiter zuallererst aus ihrem unmittelbaren Arbeitszusammenhang mit den engsten Kollegen. Man war wer, wenn man in der Gruppe etwas galt. Die Gruppe wiederum weitete sich auf die Betriebsbesatzung aus; diese auf die Belegschaft eines Werks. Die sprichwörtlichen Bezeichnungen der „Kruppianer“ oder „Hoeschianer“ wiesen nicht auf eine besonders ausgeprägte Anhänglichkeit gegenüber dem jeweiligen Arbeitgeber hin, sondern auf das selbstbewusste, zu gegebener Zeit auch rebellische Beharren darauf, die eigentliche Seele des Werks zu verkörpern, als diejenigen, die mit ihrer Leistung die Produktion trugen. *„Man versteht [diese Überzeugung] vielleicht am besten, wenn man sich anschaulich die Perspektiven klarmacht, in denen die Arbeiter den Gesamtbetrieb sehen müssen“, schrieb der Industriesoziologe Heinrich Popitz in einer seiner bekanntesten Studien über die Eisen- und Stahlindustrie aus den 1950er Jahren; „sie selbst sind die ersten, die ihre Knochen erhalten müssen und Eisen, Stahl und Walzprodukte herstellen. Die ‚da oben‘ – da oben in den Verwaltungsgebäuden – bewerkstelligen das übrige, was sonst noch zu tun ist. Ihre Distanz von dem, was eigentlich in einem Hüttenwerk geschieht, ist handgreiflich; ihre Funktion ist, vom Arbeiter und von der Produktion aus gesehen, sekundär; sie hat für ihn den Charakter der ‚schlechten Allgemeinheit‘. Die Werte schafft der Arbeiter.“*¹⁰

Das Gruppenbewusstsein der Hüttenarbeiter zog scharfe Grenzen nach außen. Man sah auf die „Nicht-Insider“ herab, zumal wenn sie selber keine Arbeiter waren. In seinem Roman *Union der festen Hand* aus den 1920er Jahren beschrieb Erik Reger die Haltung von Walzwerkern gegenüber den in dieser Zeit in Mode gekommenen Betriebsbesichtigungen durch Journalisten und andere Branchenfremde: *„Die Arbeiter sahen diese Aufzüge, an die sie sich allmählich gewöhnten, stolz und verächtlich an; sie freuten sich, dass ihre Arbeit*

*zum Demonstrationsobjekt wurde, aber zugleich verschmähten sie die Freundschaft dieser Zaungäste und ‚Nassauer‘. [...] So manches Mal standen oben an der Brüstung der Galerien die Männer der Feder bereit, die arbeitenden Brüder da unten vor den Öfen in die Arme zu nehmen, derweil diese nur den schlichten Gedanken hatten: ‚Leckt uns doch am Arsch‘.“*¹¹

Insbesondere hielten die Hüttenarbeiter Distanz zu den höheren Vorgesetzten und zu den Eigentümern der Unternehmen. Deren Anerkennung hatten sie sich in langen Jahrzehnten erst mühsam und zum Teil blutig erkämpfen müssen. Die 1920er Jahre waren zerrissen von bitteren Streiks. Auch nach 1945 erwarben sich die Eisen- und Stahlarbeiter einen Ruf als politisch nicht unbedingt radikale, in ihrem betriebsbezogenen Belegschaftshandeln aber besonders militante Gruppe. Erst mit der Durchsetzung der Mitbestimmung wurde der von Konflikten bestimmte raue Ton zwischen Belegschaften und Arbeitgebern konzilianter, sodass Popitz und andere Soziologen von der *Dortmunder Sozialforschungsstelle* Mitte der 1950er Jahre ein „neues Betriebsklima“ ausmachten.¹² Aber trotz dieser nun auch verstärkt öffentlichen Anerkennung mischte sich in die Außenwahrnehmung der montanindustriellen Arbeiterschaft eine Note der Besorgnis. Konrad Adenauer wird ja das Zitat zugeschrieben, wenn es an der Ruhr brenne, reiche das Wasser des Rheins nicht aus, um zu löschen. Der Mythos von der Schwerarbeit beinhaltete immer auch das Element, dass die Arbeiter der Eisen- und Stahlindustrie wie ihre Kollegen aus dem Bergbau letztlich unkontrollierbar waren.

Die Anerkennung seitens der Werksleitungen und höheren Vorgesetzten speiste sich über die Jahrzehnte aus der Erfahrung, dass die Produktionsleistungen von der in weiten Teilen selbstbestimmten Arbeitsleistung der Belegschaften abhingen. Im Routinearbeitsprozess agierten die Besatzungen an den Anlagen weitgehend autonom und ohne arbeitstechnische Aufsicht oder Direktion „von oben“. Unmittelbare Vorgesetzte wie vor allem Meister wiederum waren selber in die Arbeitsgruppen einbezogen. Die Hüttenarbeiter mussten das Gefühl entwickeln, sich den Produktionsprozess angeeignet zu haben, ihn auch im Sinne eines Eigentums zu beherrschen. Ihre Souveränität schuf zum Beispiel Reserven für Arbeitspausen oder Umschichtungen des Produktionsprogramms, um Akkordprämien zu maximieren: *„Das ging so weit, dass wir morgens um sieben Uhr schon Anrufe gekriegt haben von Obergeringenieuren oder vom Werksdirektor, die dann gesagt haben, das Programm beinhaltet das und das, wir können nicht um elf Uhr, sondern erst um zwölf Uhr aufhören. Und wer kein Insider*

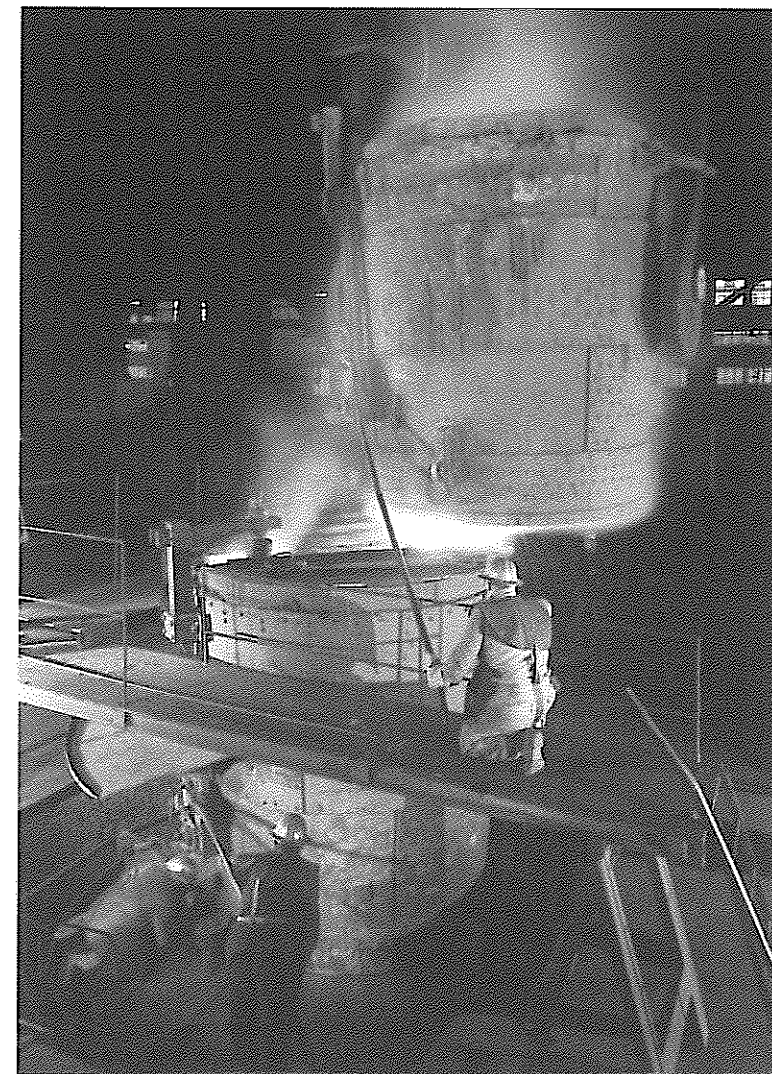
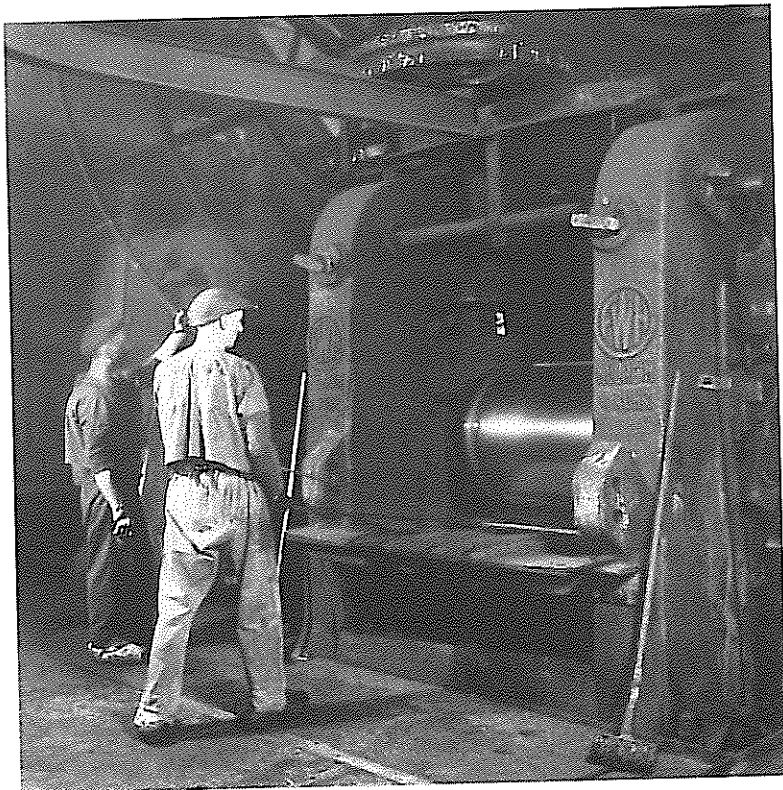
*war, der hat das geschluckt, und wir als Insider haben gesagt, nein, dann stricken wir das Programm um. Vor mir hat der Werksdirektor gestanden und hat gesagt, tun Sie mir das nicht an, legen Sie das Stahlwerk nicht still!“*¹³

Insbesondere die starke Stellung der Vertrauensleute und Betriebsräte in der Montanindustrie reflektierte auf der formalen Ebene der Betriebsorganisation eine sozialpolitische Anerkennung der Belegschaftsmacht, die die Hüttenarbeiter im laufenden Produktionsprozess faktisch ausübten. Jede Störung war teuer, und nur mit dem „Mitziehen“ der Anlagenbesatzungen war es möglich, ehrgeizige Produktionsziele zu erreichen. Spontane Arbeitsniederlegungen wiederum drohten die Öfen und Aggregate schwerwiegend zu beschädigen. Das Betriebsratssystem bildete somit ab – und wurde auch so gesehen –, was unter kapitalistischen Produktionsbedingungen natürlich nicht zu formalisieren ist: das faktische Mitspracherecht der Belegschaften bei der Organisation der Produktion.

Dafür weitete sich der Mitbestimmungsanspruch der montanindustriellen Belegschaften

▼ *Stahlguss bei den Stahlwerken Bochum in den 1950er Jahren (Privatsammlung).*

▼ *Mechanisches Einlegen von Blechen im Walzbetrieb der Stahlwerke Bochum in den 1950er Jahren (Privatsammlung).*





Prof. Dr. Thomas Welskopp, geb. 1961, lehrt Allgemeine Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte moderner Gesellschaften an der Universität Bielefeld.

über die Werksmauern hinaus auf die umliegenden Kommunen aus. Die „Sozialdemokratisierung“ des Ruhrgebiets seit den 1950er Jahren hatte hier ihre Wurzeln und war somit ebenfalls eine Folge aus dem Mythos von der „schweren Arbeit“. Kommunalpolitische Ansprüche speisten sich in der Regel aus dem Bewusstsein, dass „irgendwie jeder mit der Hütte verbunden war“, dass jede Familie eines Stadtviertels neben einem Hüttenwerk zumindest einzelne Mitglieder hatte, die in dem Betrieb arbeiteten.¹⁴ Die parteipolitischen Netzwerke, nicht selten geknüpft von Personen in der Doppelfunktion von Betriebsrat und Kommunalpolitiker, weiteten sich von den Betrieben über die diversesten Vereine in den städtischen Raum aus. Sie wurden von den Betrieben erst unabhängiger, als sie sich der Stadtverwaltungen und kommunalen Infrastruktur- und Versorgungseinrichtungen bemächtigt hatten. Wenn man so will, ist die Ruhrgebietsidentität letztlich aus einer Übertragung des montanindustriellen Arbeitermythos auf ein urbanes Soziotop entstanden und hat sich erst voll entwickelt, als diese montanindustriellen Grundlagen in großem Maßstab wegbrachen.

Der montanindustrielle Arbeitermythos ist heute nur noch kollektive Erinnerung. Er konnte das Verschwinden der härtesten körperlichen Arbeit gut überleben, nährte sich sogar noch von der Zunahme von Verantwortlichkeit und Qualifikation im Zuge der technischen Entwicklung. Was er aber nicht überleben konnte, war der Verlust seines zentralen Ortes: des Betriebs. Alle erprobten Widerstands- und Kampfformen der Hüttenbelegschaften erwiesen sich gegenüber der Stilllegungswelle in der Eisen- und Stahlindustrie seit den späten 1980er Jahren als hilflos. Streiks mit Betriebsbesetzungen entfalten kein Druckpotenzial in Betrieben, die zum Abriss anstehen. Stadtteilwachen und Brückenbesetzungen wie in Rheinhausen ziehen nur zeitlich begrenzt die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich.

Wenn der Mythos von der schweren Arbeit im Schwinden ist, kann zumindest eine lebendige Geschichtskultur dem Vergessen entgegenwirken. Sie kann vor allem ein realistisches Bild von dieser Arbeit in der kollektiven

Erinnerung verankern. Denn das Fortschreiben des Mythos birgt auch die Gefahr der Nostalgie. Dazu aber war die schwere Arbeit in den Hüttenwerken zu hart. Sie hat Würdigung in der Geschichte verdient, aber keine sentimental Nachrufe.

Anmerkungen

- 1 Zit. in: Hindrichs, Wolfgang u. a.: Der lange Abschied vom Malocher. Sozialer Umbruch in der Stahlindustrie und die Rolle der Betriebsräte von 1960 bis in die neunziger Jahre, Essen 2000, S. 14.
- 2 Ebd., S. 85.
- 3 Vgl. Welskopp, Thomas: Leben im Rhythmus der Hütte. Geschlechterbeziehungen in Stahlarbeitergemeinden des Ruhrgebiets und Pennsylvanias, 1890–1920, in: Westfälische Forschungen 45 (1995), S. 205–41.
- 4 Zitat in: Die Schwereisenindustrie im deutschen Zollgebiet. Ihre Entwicklung und ihre Arbeiter. Nach vorgenommenen Erhebungen im Jahre 1910 bearbeitet und herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart 1912, S. 490 ff.
- 5 Stille, Otto: Die Eisen- und Stahl-Industrie, Berlin 1904, S. 32.
- 6 Zit. in: Welskopp, Thomas: Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren, Bonn 1994, S. 499.
- 7 Werkszeitung August Thyssen-Hütte AG, Duisburg-Hamborn, 14. Jg., Nr. 2, 24.1.1941: Bei den Arbeitskameraden im Ruhrorter Blockwalzwerk der Hütte Ruhrort Meiderich, S. 4–5; hier S. 4.
- 8 Vgl. Lauschke, Karl: Die Hoesch-Arbeiter und ihr Werk. Sozialgeschichte der Dortmunder Westfalenhütte während der Jahre des Wiederaufbaus 1945–1966, Essen 2000.
- 9 Zit. in: Hindrichs u. a.: Der lange Abschied vom Malocher, S. 84.
- 10 Popitz, Heinrich u. a.: Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, Tübingen 1957, S. 239.
- 11 Reger, Erik: Union der festen Hand. Roman einer Entwicklung, Kronberg 1976 (zuerst 1931), S. 439.
- 12 Institut für Sozialforschung: Betriebsklima. Eine industriesoziologische Untersuchung aus dem Ruhrgebiet, Frankfurt am Main 1955.
- 13 Zit. in: Hindrichs: Der lange Abschied vom Malocher, S. 84.
- 14 Zit. in: ebd.